

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1917

7 (9.1.1917) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage.

Not und Missernten vor hundert Jahren.

(Neb. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.)

Von den deutschen Einzelstaaten war Baden durch den napoleonischen Krieg wohl am härtesten in Mitleidenhaft gezogen. Seine Söhne hatte es für den französischen Eroberer opfern müssen, durch umfangreiche Einquartierungen wurde die Bevölkerung des Landes während der Kriegsjahre empfindlich belastet. Im Jahre 1816 wurde dann Napoleon vernichtend geschlagen, er kam auf das im fernem Weltmeere liegende Inseln St. Helena, wo er nach wenigen Jahren sein Leben beschloß. Als die Menschheit so von Napoleon erlöst war, hoffte man in Baden, daß jetzt während eines dauerhaften Friedens eine Zeit der Wohlfahrt anbrechen werde. Im Jahre 1816 hatten sich die Saaten draußen prächtig entwickelt und man erwartete eine gute Ernte. Bald gab es aber in den Abhängenden schwere Dammbrüche und in weiten Gebieten häuften Hagel- und Unwetter in bisher kaum gekannter Weise die Ernten fast vollständig vernichtet wurden. Die Missernte verurteilte dann im Herbst 1816 und in der ersten Hälfte des Jahres 1817 einen großen Notstand. Großherzog Karl und die Behörden bemühten sich, ihm nach Möglichkeit zu steuern. So hatte am 24. Dezember 1816 der Landesherr einen ansehnlichen Teil des auf den Großherzoglichen Speichern lagernden Getreides an die notleidende Bevölkerung abgeben lassen. Im Januar 1817 ordnete der Großherzog an, daß von den verfügbaren Getreidevorräten aus den landesherrlichen Vorratskammern in der Zeit vom 1. Januar bis zum 1. Mai den fruchtbaren Gegenden bis auf ein Sechstel, den fruchtarmen Bezirken bis auf ein Drittel nach und nach zur Verfügung gestellt werden sollen. Diese Quantitäten wurden in kleinen Mengen verteilt oder verkauft, den übrigen Getreidearten 20 v. H. auf die geltenden Fruchtpreise gewährt. Gemeinden in Gegenden, in denen sich keine dem Landesherren gehörenden Vorratskammern befanden, und wohin diese nur mit bedeutenden Kosten zu bringen waren, erhielten aus den Erträgen der Anstaltsgelder auf Getreide, Kartoffeln und Branntwein Zuschüsse. Aus den Anstaltsgeldern wurde in allen Kreisen ein allgemeiner Unterstützungsfonds gebildet.

Am 28. Januar gab der Großherzog die Genehmigung zur Abhaltung einer allgemeinen Kollekte in den gesegneten Gegenden zugunsten der notleidenden Gemeinden. Die Behörden wurden ermächtigt, die Renten der milden Stiftungen und der Gemeindefassen zur Unterstützung der geschädigten Gegenden zu verwenden und die Kapazitäten der Stiftungen zu kündigen und Kapitalien zu diesem Zwecke aufzunehmen. Im Juni schickte der Großherzog mit Rücksicht auf die anhaltende Teuerung eine Kommission ein, die sich mit der Nahrungsmittelversorgung der Bevölkerung zu befassen hatte. Am 18. Juni erließ diese Kommission eine Verfügung, durch die bestimmt wurde, daß der Einkauf und der Verkauf des Getreides der öffentlichen Aufsicht unterworfen ist. Die Eigentümer von Getreide, die einen Ueberschuß über ihren Bedarf hatten, sollten durch obrigkeitliche Verfügung zum Verkauf ihres überschüssigen Vorrats angehalten werden können. Jeder Ortsvorsteher hatte innerhalb 48 Stunden nach Verkündung der Verordnung dem Ortsvorstande seinen Vorrat an Weizen und an Getreide, die Zahl seiner Familienangehörigen und Dienstboten und seinen Bedarf bis zur nächsten Ernte anzuzeigen. Jede Person konnte nur bis zu vier Sester Weizen oder Dinkel oder bis 3/4 Sester Roggen erhalten. Ferner wurden Höchstpreise festgesetzt. Diese betragen auf den Märkten für Weizen 50 Gulden, für Korn und Gerste 30 Gulden, für Dinkel 17 Gulden 30 Kreuzer, für Hafer 13 Gulden für den neuen Malter. Die Verkäufe vom Speisehafe waren etwas niedriger. Wer seine Getreidevorräte verheimlichte, wurde mit Geldstrafen bis zu 25 Reichthalern belegt, die Hälfte davon fiel den Armen des Ortes zu, aus dem der Verstoß war. Die verheimlichten Vorräte wurden beschlagnahmt.

Neben den öffentlichen Stellen suchte auch die private Wohltätigkeit die Not zu lindern. In den Intelligenzblättern, den Anzeigebülleten, konnte allwöchentlich über zahlreiche große und kleine Beträge quittiert werden, die für die Darbenden eingingen. Ein Wohltätigkeitsunternehmen größeren Stils stellte die Gründung des Wohltätigkeitsvereins dar durch Großherzogin Stephanie. Man hatte es bei Schaffung dieser Organisation nicht allein auf die Dinderung der augenblicklichen Not abgesehen, man wollte eine allgemeine Hebung des Wohlstandes des badischen Volkes durchzuführen. Als Zweck des Vereins wurden in den Satzungen angegeben: Beförderung des Gemeinwohlens, Erhaltung bestehender und Schaffung neuer Nahrungsquellen und die Unterstützung arbeitsunfähiger Armen. Die Mitgliedschaft konnte durch freiwillige jährliche Beiträge an Geld und an Naturalien erworben werden. Die Organisation des Vereins war in großartiger Weise gedacht: es sollten Bezirke und Ortsvereine gegründet und am 20. März 1817 gab man einen Aufruf zum Beitritte hinaus. Dieser hatte eine gute Wirkung, denn bald entstanden Ortsvereine in Karlsruhe, Mannheim, Offenburg, Durlach, Pforzheim, Säckingen und Ettlingen und der Frauenvereine in Freiburg und die Hilfs-Gesellschaft in Konstanz traten mit dem Wohltätigkeitsverein in Verbindung. Um die Organisationen möglichst lückenlos zu gestalten, wurden später die Satzungen dahin erweitert, daß den Ortsgeistlichen und Ärzten die Ämter der Vertrauensmänner in ihren Gemeinden ohne weiteres zufließen, sie hatten als natürliche Mitglieder des Wohltätigkeitsvereins zu gelten, von denen man ein tätiges Mitwirken bei der Vereinsarbeit erwartete. Vorstehende wurde Großherzogin Stephanie. Die Spenden floßen reichlich; so konnte der Mannheimer Verein für die Zeit vom 9. Mai bis zum 31. August 1816 eine Einnahme von 5934 Gulden melden. Die Ausgaben betragen 5862 Gulden, davon wurden 2418 Gulden für Geldunterstützungen aufgewendet, 2000 Gulden für Suppen, 300 Gulden für die Beförderung der Seidenraupenzucht; auf diesem Gebiete wurden auch Parze veranfaßt, doch scheint dieser neue Erwerbszweig nicht selbstständig geworden zu sein. Der Wohltätigkeitsverein hat dann bis zum Jahre 1825 bestanden. In zahlreichen Städten wurden Suppenanstalten gegründet. Die Suppenanstalt in Pforzheim, die unter der Leitung des auf dem Gebiete der Wohltätigkeit in aufopfernder Weise tätig gewesenen Buchdruckers Johann Heinrich Geiger stand, gab in der Zeit vom 10. Dezember 1817 bis zum 10. Juli 1817 38 612 Schoppen Suppe ab, davon 35 244 Schoppen auf Rechnung der Armenkasse. Vom 21. April bis Ende Juli wurden 21 714 Paße Brot zu 28 Kreuzer abgegeben, der vierstündige Paß Brot kostete

34 Kreuzer bis 1 Gulden. Das Brot suchte man durch Vermengen von Erdlostrahlen zum Teige zu strecken. Im April 1817 machte das Kreisdirektorium zu Konstanz davon Mitteilung, daß der Braumeister Pfenninger auf den Gedanken gekommen sei, den Treberkeig, einen Rückstand bei der Bierbrauerei, in der Brotbäckerei zu verwenden. Unter Aufsicht des Medizinalrats Dr. Sauter wurde das Verfahren ausprobiert und für gut befunden. Das Direktorium des Kreises hat es dann zur Nachahmung empfohlen. Man hoffte, daß man aus dem Malzkeig der zwei Konstanzer Brauereien in einem Jahre 25 000 Pfund Brot herstellen werden können. Das Biertreberbrot scheint sich aber nicht bewährt zu haben.

(Schluß folgt.)

Das falsche Granatloch.

Oberarzt Dr. B. J. erzählt in der „Köln. Volksztg.“:

Auf meiner Abteilung liegt ein Mann mit einem gequetschten Brustkorb, einem geschwollenen Knie und einem sehr blauen Auge. Wie er dazu gekommen und wie er mit einem blauen Auge davongekommen, hat er mir selbst erzählt.

Also der Gevatte Willi Kutter und der Infanterist Fleischer der 12. Kompanie des „Infanterieregiments“ erhielten in der Nacht vom 30. auf den 31. Oktober den Auftrag, einen Befehl vom Bataillon zur Kompanie zu bringen. Na, die Sache ging auch ganz gut, die Kompanie wurde aufgefunden und der Rückmarsch angetreten. Es ging zwar langsam von wegen der Finsternis und der zahllosen Granatlöcher, aber es ging, zumal der Feind sich bis auf vereinzelte Behringungsjäger ruhig verhielt. Da plötzlich in der Ferne, wumm — wumm — da waren sie auch schon da, die Einschläge, knapp 100 Meter vor den beiden. Wo rauch in ein anständiges Granatloch, bis das Feuer abklang! Willi sprang mit beiden Beinen in ein sehr schönes Loch mittleren Kalibers, wunderte sich aber, daß er so lange braudete, bis er ganz unten war. Außerdem war Wasser in dem Loch, fast 1 Meter hoch. Wo er sich noch auf eine aus Steinen bestehende Insel hatte retten können, kam eine dunkle Masse durch den Schacht gestürzt: Willi dachte zuerst, eine Mine oder so etwas, es war eben nur sein Kamerad Fleischer. Der hatte nachsehen wollen, wo denn Willi so lange stehe. Fleischer war etwas unsicher auf Willis Schultern gefallen (blau Fleck, jetzt noch sichtbar), hatte sich aber im Herunterfallen an den engen Wänden festgekrallt, Sand und Steine mitgerissen, den schweren Fall aber dadurch abgemildert. Nach kurzer Beratung kamen sie zur Erkenntnis: Zieh-Brünnen! Blendende Deckung, jedoch unangenehmer Abstieg. Auch der Aufstieg aus dem 28 Meter tiefen Schacht sollte auf einige Schwierigkeiten stoßen. Da jedoch „oben“ Feuerpause eingetreten zu sein schien, bestand ein stichhaltiger Grund zu weiterem Verweilen im Ziehbrunnen nicht mehr. Bedauerlich war, daß der Brunnen sich derart seiner Umgebung angepaßt hatte, daß er alle Kennzeichen eines richtig gehenden Ziehbrunnens, als da sind Winde, Kette, Eimer, Brunnenrad und Dedel, längst verloren hatte — kurz, ein Seil oder dergleichen zum Hochklettern gab es nicht mehr.

Fleischer, als der weniger schmerzerleidende, veruchte zuerst den Aufstieg. Kutter schaute von unten zu. Gut, sehr gut stemmte sich Fleischer langsam „Ramin“ hoch. Nach einer Stunde etwa hatte er es geschafft bis auf 3 Meter. Kutter war ihm unterdessen nachgeklettert, soweit es seine verkrüppelten Knochen erlaubten. Er hatte schon die halbe Höhe — da — ein Bröckeln, Rutsch — rrrrums! kam Kamerad Fleischer wieder heruntergestürzt, benutzte den biedereren Kutter abermals als Kasser und riß ihn selbstverständlich bligartig wieder mit nach unten.

Etwas entmutigt, beschloßen die beiden, an Ort und Stelle in dem Loch zu übernachten. Das Wasser war weniger geworden, da viele Steine und Sand herabgefallen waren. Der Schlaf war in Anbetracht der äußeren Umstände noch als gut zu bezeichnen. Gegen Morgen riefen sie abwechselnd um Hilfe, bei dem geringen Verkehr auf der ehemaligen Dorfstraße von dort herein wenig aussichtslos. Nun endlich gelang es Fleischer nochmals gegen Mittag, und diesmal gelang es. Heraus kommt er nach etwa anderthalbstündiger Kletterei. Kutter muß nochmals eine Nacht im Brunnen verbringen. Erst am Morgen des 1. November kommt die Rettungsexpedition mit einem Tau, das mit Telephondraht verstärkt ist. Kutter krabbelt also angeleitet an den Schachtwänden in die Höhe, nur noch 6 Meter bis zum Rande — rrrrums! Expeditor geachtet! Sie zieht traurig ab. Dabei war das Wächterloch noch mit Armeedraht verstärkt!

Willi Kutter lag nun direkt schlechter Laune unten im Brunnen. Das rechte Auge schwoll zu, das rechte Knie schwoll auf, der Kopf brummte. Auch droben brummte es: die feindliche Artillerie der Sommerzeit. Der Brunnen hatte auch noch die unangenehme Eigenschaft, in der Zone des feindlichen Sperrfeuers zu liegen. Das war wohl auch der Grund, daß die zweite Hilfsaktion erst am Abend des 1. November um 10 Uhr eingeleitet wurde. Diesmal war ein stärkeres Tau zur Stelle — Kutter wiegt trotz der trüben Zeiten noch 2 Zentner —; endlich, endlich war er dem Bauch der Erde wieder entronnen. Kamerad Fleischer, der Führer beider Hilfsaktionen, begrüßte den drei Tage Vermissten mit passenden Worten. Er war unterdessen durch Granatsplitter am Kopf leicht verwundet worden.

Kutter ist durch das Abenteuer zwar etwas mitgenommen, freut sich aber nachträglich über den glücklichen Ausgang, über das blaue Auge, mit dem er davon gekommen ist. Außerdem ist er zum Gefreiten befördert worden.

Vermischtes.

Eine lustige Verwechslung. In dem Oberamtsstädtchen C. war ein kriegsgefangener Franzose an einer Geschwulst am Gesicht erkrankt und erhielt vom dortigen Arzt ein Heil-

ungsmittel. Als nach einigen Tagen der Gefangene den Arzt wieder konsultieren wollte, wurde von diesem dem darum antragenden Wadmann bedeutet, er werde sowieso in die Nähe des Hauses kommen, wo der Franzose untergebracht sei und persönlich um die und die Zeit nach dem Kranken sehen. Um für die bevorstehende ärztliche Untersuchung so rasch als möglich vorbereitet zu sein, richtete der Franzose seine Kleider so her, daß der Arzt sich im Nu hätte über den Stand der Geschwulst überzeugen können. So wartete er in seinem Zimmer, als er Schritte auf der Treppe hörte. Dem kontrollierenden Offizier — es war noch nicht der Arzt — bot der Kriegsgefangene seine „Nordseite“ dar, ein Anblick, der den Offizier anfänglich sehr in Erstaunen setzte, ihn aber bald verführte, nachdem er den wirklichen Zusammenhang der eigentümlichen Empfangsart erfahren hatte. Man lacht heute noch über den diensteifrigen Kriegsgefangenen.

Menichen, die nichts vom Weltkrieg erfahren. Im „Manchester Guardian“ erzählt Georg Marston, einer der Teilnehmer an Shackletons Südpol-Expedition: Wir verließen London, als der Ausbruch des Krieges bevorstand. Als wir von Süd-Georgien abfuhren, hörten wir noch vom Falle Belgiens und vom Einfall der Deutschen in Frankreich. Die Schlacht an der Marne war vorbei. Und darauf fiel für uns der Vorhang. Die weißen Länder des Südens riefen uns, aber die Natur zerstückte unsere Pläne. Unser Schiff wurde zertrümmert, unsere ganze Ausrüstung ging verloren, und endlich erreichten wir in unseren offenen Booten Land, wo wir 4 1/2 Monate in Käse und Milchprodukten verbrachten. Als wir endlich wieder mit der Außenwelt in Verbindung kamen, waren wir wie betäubt von den entsetzlichen Ereignissen, die wir zu hören bekamen. Es war uns, als ob die ganze Welt wahnwitzig geworden wäre und wir die einzigen normalen Menschen wären. Wir waren vielleicht die einzigen Menschen in der Welt, die nichts von alledem gehört hatten, was in diesen paar Jahren vorgegangen war. Wir hatten wie Naturmenschen gelebt, die unaufrichtig um die Erhaltung ihres Lebens rangen. Politik und die zahllosen kleinen Kämpfe ihrer Kultur waren für uns Dinge aus längst vergangenen Zeiten. Die Tatsache, daß Nationen um ihre Existenz kämpften, war für uns nur ein dunkler Begriff. Unser Kampf mit der Natur hatte uns wieder den beschränkten Blick gegeben, den unsere Vorfahren besaßen. Während die Zivilisation allmählich gelehrt hatte, die Ereignisse aus dem fürstlichsten Krieg der Weltgeschichte als etwas Selbstverständliches anzusehen, wurden unsere Begriffe auf einen immer engeren Kreis zusammengezogen.

Merkwürdige Delikatessen. In dieser Zeit, da die Magenfrage eine so große Rolle spielt, darf wohl darauf hingewiesen werden, wie verschieden bei den einzelnen Völkern die Auffassung von dem Wohlgeschmack und dem Werte menschlicher Nahrung ist. Je weniger Kultur, um so einfacher die Ernährung. In Innerafrika gilt faulendes Fleisch, möglichst mit Maden bedeckt, als größter Leckerbissen. Neger und nordafrikanische Wüstenaraber verarbeiten Gerstendresen und eine Fliegenart zu einer Art Brot, in Südamerika verzehrt der Eingeborene Termiten geröstet, nachdem er ihren Bau angezündet hat. Auf Samoa ist ein wurmförmiges Meeresgezinde, das „Palolo“ eine hervorragende Delikatesse. In Bata-gonien und an den Küsten des Roten Meeres werden Fische eingegraben und verzehrt, sobald sie eine gewisse Fäulnis erreicht haben. Schlangen werden in Amerika, Afrika und Südostasien gegessen. Papageien in Australien und Ozeanien und auch Eidechsen finden ihre Liebhaber, z. B. in Mexiko das Aroloki, in Peru der Leguan und überall, wo sie vorkommen, Krokodil und Alligator. Affen erfreuen sich ebenfalls großer Beliebtheit. China, das überbevölkerte Land, greift zu Hund, Raker, Ratten, Mäusen, besitzt aber andererseits wieder eine höchst raffinierte Kochkunst. Saftschlössen, Treddang, Salanganenester, Bambusstrosfen, Lilienzwiebeln und ein fetter, weißer, in der Bambusstunde lebender Wurm sind Delikatessen, zum Teil auch für europäische Zungen. Die Japaner, das viel ärmere Volk, halten sich mit der Kochkunst nicht viel auf, sie haben einfache Gerichte, von denen uns nur der angebratene, aber noch lebend aufgetragene Fisch abfällt, der sich noch bewegen muß, wenn man von ihm schmeißt! Genau so verfuhr man übrigens um 1500 in Europa mit der Gans.

Der Haß.

(1868. Von Hafencleber.)

Du armer Mann, der du so heiß geliebt dein feures Weib, das niemals dich betrübt, es stach dich in der Brust und vor Not; dein Sohn fand in der blutigen Schlacht den Tod — du selbst bist hungernd, bist so krank, so blaß — was ist gelieben dir? — Es blieb der Haß.

Das ist der Fluß, der auf der Arbeit ruht, das Zeichen klains in blutig-roter Blut, das dem Enterten auf der Stiene flammt, zu Sechtum ihn, zu Leid und Tod verdammt. — Du kennst diesen Fluß, ohn' Anteiloch auf diesem Fluße ruht dein ganzer Haß.

Und die sich freuen über solchen Fluß, der die Enterten bis ins Leichenloch verfolgt und hegt in namenloser Pein — sie preisen ihn beim vollen Glase Wein, weil er für sie die Scheuer füllt, das Haß — auf diesen Fluß ruht der ganze Haß!

Wie schön ist doch die Erde, o wie schön! Noch blüht man schmuckvoll noch Himmelshöh'n; doch hier auf Erden ist das Paradies vom Augenblick, da uns der Fluß verließ — wir wollen bannen diesen Fluß, auf daß zur heiligen Liebe werde unser Haß.

19
18
15
14
13
12
11
10
9
8
7
6
5
4
3
2
1
es
die
ein
20-
hat
rum
auf
u
rth
Ind
hnd
leht
2 e
Gr
750
das
nido
Ber
36
dam
weit
pach
doch
Sei
daß
„bra
über
a m
weld
A
mum
prüf
mit
nach
Weif
ist je
gen
zeitig
Brau
zu h
hälln
verba
fe r
in de
die a
Sind
zeitge
wurde
woch
dem
Lande
Zeitp
war: u
zahl p
treten.
plan e
Baf: n
fomme
werden
chungs
die B
forder
auf d
kontre
bejete
läßt; e
gefübr
gab a
längere
Kurzb
werden
tungen
müssen
hahp
* 9
10g um
Austan
beizfo